

Iris Genenz

Mein geheimes Leben als

# MONSTERJÄGER

Warum du niemals ...



... in einen Gully fallen solltest

Südpol

Iris Genenz

Mein geheimes Leben  
als Monsterjäger

Warum du niemals in  
einen Gully fallen solltest



Das Buch wurde auf FSC-zertifiziertem Papier gedruckt und leistet damit einen aktiven Beitrag zur nachhaltigen Bewirtschaftung der Wälder rund um den Globus.

ISBN 978-3-96594-229-5

1. Auflage August 2023

© Südpol Verlag, Grevenbroich 2023  
Alle Rechte vorbehalten.

Umschlaggestaltung und Illustrationen: Corinna Böckmann

Dieses Werk wurde vermittelt durch die Autoren- und Projektagentur  
Gerd F. Rumler (München)

[www.suedpol-verlag.de](http://www.suedpol-verlag.de)

Bibliographische Information der Deutschen Nationalbibliothek  
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der  
Deutschen Nationalbibliographie; detaillierte bibliographische Daten  
sind im Internet über <http://dnb.ddb.de> abrufbar.

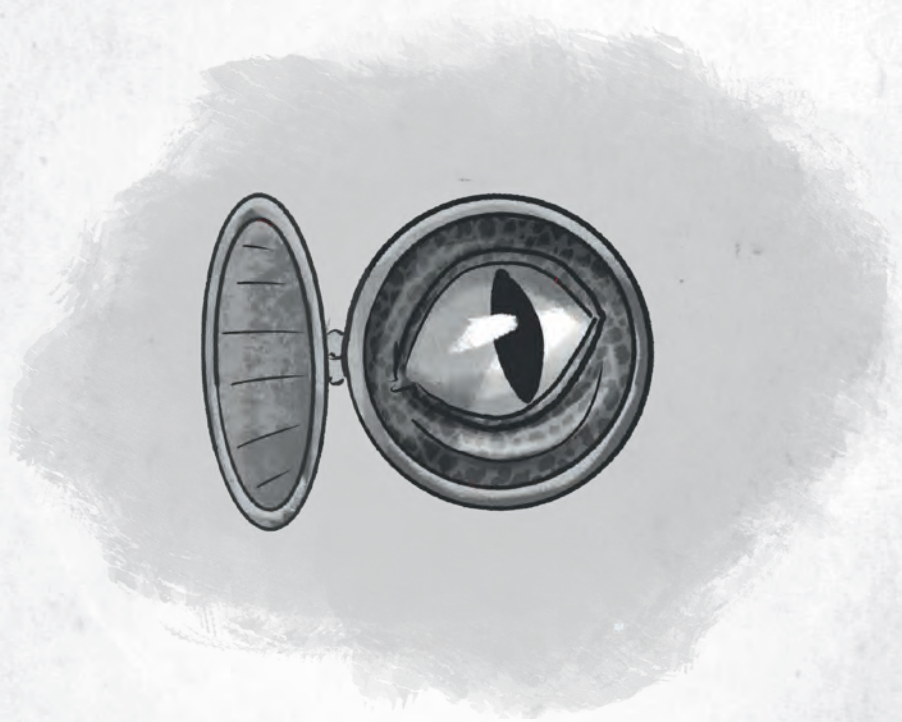
Iris Genenz

Mein geheimes Leben als  
**MONSTERJÄGER**

Warum du niemals in  
einen Gully fallen solltest



Illustrationen Corinna Böckmann





# Wie ich zum Monsterjäger wurde:

Kapitel 1:	Am Höllentor meines Lebens	9
Kapitel 2:	In dem ich mich einschleime	16
Kapitel 3:	In dem ich miefte wie ein Wookiee	23
Kapitel 4:	In dem mir eine Glitzerfee den Stinkefinger zeigt	30
Kapitel 5:	In dem ich sehr an einem Maschendrahtzaun hänge	40
Kapitel 6:	In dem ich zur Ferkeltöle werde	47
Kapitel 7:	In dem ich von Monstern umzingelt bin	53
Kapitel 8:	In dem ich mich wieder in einen Menschen verwandele	62
Kapitel 9:	In dem die Zeit stillzustehen scheint	69
Kapitel 10:	In dem ich einen Fluchtversuch starte	78

Kapitel 11:	In dem ich der Tageszeitung das Leben rette	84
Kapitel 12:	In dem ich die Magie wiederfinde	91
Kapitel 13:	In dem Pilze springen können	98
Kapitel 14:	In dem ich Monster in Schoßhündchen verwandele	104
Kapitel 15:	In dem eine Party zum Monsterbüffet wird	115
Kapitel 16:	In dem der Schreck einen Schreck bekommt	124
Kapitel 17:	In dem Superhelden und Super- schurken ihr Unwesen treiben	133
Kapitel 18:	In dem ich einen Aasschlecker melke	145
Kapitel 19:	In dem ich auf dem Dach tanze	153
Kapitel 20:	In dem ich freiwillig in einen Gully steige	159
Kapitel 21:	In dem wir eine Überraschung erleben	164
Kapitel 22:	In dem sich einiges aufklärt	169

Kapitel 23: In dem ein wahres Monster entfesselt wird	178
Kapitel 24: In dem ich eine Teufeltöle reite	186
Kapitel 25: In dem sich ein Portal schließt und eine Tür öffnet	194
Kapitel 26: In dem mein Leben ein Upgrade erhält	201
Auszug aus Prof. Fingerhuts Grundlagen- lexikon der Kryptozoologie (Beastbook)	207







## Kapitel 1: Am Höllentor meines Lebens

Die ersten drei Gedanken, die mir an diesem Morgen durch den Kopf schossen, als ich mich im Spiegel betrachtete:

Ich hasse diese grässlichen riesigen Ohren!

Ich bräuchte viel mehr Brustbehaarung!

Und dieser struppige Schwanz geht gar nicht!

„Das kann ich unmöglich anziehen, Mum!“ Fassungslos drehte ich mich vor dem großen Garderobenspiegel im Flur, wobei mein linker Arm – buchstäblich am seidenen Faden hängend – schlaff hin und her schlenkerte.

„Das sieht nicht aus wie ein Werwolf. Ehrlich! Das sieht aus wie ein dreibeiniger Hund, nachdem ihn ein Werwolf wieder ausgespuckt hat!“ Hilfesuchend schaute ich zu Dad in die Küche.

„Deine Mutter hat eine ganze Woche an diesem Kostüm genäht, da wirst du es ihr zuliebe wohl einen Abend lang tragen können!“ Dad sah nicht einmal von seiner Zeitung auf, während er mir diesen Vortrag hielt. Ganz sicher konnte er den Anblick seines einzigen Sohnes in dieser Komposition aus nassem Bettvorleger und Mottenfraß selbst nicht ertragen und war nur mal wieder zu feige, Mum die Wahrheit zu sagen. Echt! Und so jemand war nun mein männliches Rollenvorbild! Kein Wunder, dass mich nie jemand ernst nahm.

„Mum, bitte!“, flehte ich.

„Ich weiß gar nicht, was du hast, Schätzchen“, sagte Mum ungerührt und zupfte an mir herum. „Du siehst hinreißend aus. Und ganz sicher haben sich die anderen Mütter nicht so viel Mühe gegeben, ihren Kindern eigene Kostüme zu nähen.“

„Genau! Die anderen Mütter haben ihren Kindern Kostüme *gekauft*. Weil nämlich niemand mit 13 Jahren an Halloween *hinreißend* aussehen will! Da ist man gruselig und blutverschmiert.“

„Aber, Charly, Schätzchen, das passt doch überhaupt nicht zu deiner Persönlichkeit!“, wandte Mum ein und drückte mir einen Schmatzer auf die Wange. Unglücklich starrte ich auf meine behaarten Füße.

„Schau“, versuchte sie zu retten, was nicht mehr zu ret-

ten war, „ich nähe dir den zweiten Arm rasch wieder an und dann bist du der räudigste Werwolf weit und breit.“

Ja! Genau *das* war mein Problem! Nicht genug, dass ich gesellschaftlich sowieso schon auf der Ersatzbank saß, nun sollte ich mich der Öffentlichkeit obendrein freiwillig zum Fraß vorwerfen!

Würde es eigentlich irgendjemanden interessieren, wenn ich auf der Stelle tot umfiele? Mum und Dad vielleicht schon. Schließlich waren sie zum größten Teil schuld an meinem hoffnungslos verkorksten Leben. Wobei Dad das sicherlich anders sehen würde. „Ich habe mich stets aus dem Leben meines Sohnes herausgehalten. Damit kann ich es ja wohl nicht verpfuscht haben!“, würde er sagen. Und Mum? Die würde behaupten: „Ich habe mein Charly-Spätzchen immer mit Liebe und grünem Gemüse gefüttert. Mehr kann eine Mutter nicht tun!“ Gibt es irgendwo in der Geschichte der Menschheit eine deprimierendere Grabrede?

„Jetzt holen wir dich erst mal aus dem Kostüm und du frühstückst ordentlich. Nachher stopfst du dich sowieso nur noch mit Süßigkeiten voll“, säuselte Mum und bugsierte mich in mein Zimmer. Süßigkeiten! Der einzige Lichtblick an diesem Tag. Wenn ich denn überhaupt welche bekam. In dem Aufzug würde mich wahrscheinlich selbst meine Oma mit einem Besen von der Türschwelle jagen, aus Angst, ich könnte sie mit irgendeiner Krankheit anstecken.

Mich aus diesem Monstrum von einem Kostüm zu schälen dauerte eine gute Viertelstunde. Mum hatte den Reißverschluss so schief eingenäht, dass er sich ständig verhakte. Hätte ich tatsächlich schon Brusthaare, würde jetzt wahrscheinlich ein kahler Streifen längs über meinen Oberkörper verlaufen.

„Das dehnt sich sicher noch ein bisschen aus“, versuchte Mum mich zu beruhigen, während sie den struppigen Pelz von meinem Arm zerrte.

Dad steckte den Kopf zur Tür herein. Wahrscheinlich war er doch etwas beunruhigt, weil es so lange dauerte. Oder er langweilte sich allein in der Küche. Zum ersten Mal an diesem Morgen sah er mich genauer an. „Weißt du, Sohn“, sagte er und versuchte dabei ein Schmunzeln zu unterdrücken. „Du könntest dich auch als tollwütiges Eichhörnchen ausgeben!“

Super! Am Höllentor *meines* Lebens fand *er* nun endlich seinen Humor.

„Lass die Scherze, Harald!“, schimpfte Mum, die meinen Blick bemerkte. Dad zuckte nur die Schultern und zog seinen Kopf wieder aus der Tür.

Endlich allein!

Nachdem Mum sich wieder in ihr Nähzimmer zurückgezogen hatte, warf ich mir meine Jacke über, schnappte mir



mein Skateboard und machte mich auf den Weg zu meinem besten – und einzigen – Freund Martin. Gemeinsam würden wir vielleicht eine Lösung für meine Halloweenkostüm-Apokalypse finden.

Gemächlich ließ ich mich die Straße zur Innenstadt hinunterrollen. Heute war Feiertag. Das bedeutete, in Dunkelnest war noch weniger los als ohnehin schon. Und das, obwohl es für Ende Oktober erstaunlich warm war.

Nicht einmal das Eiscafé hatte geöffnet. Der einzige Treffpunkt, den man als Teenager hier überhaupt hatte. Manchmal kam ich mir vor wie in einem schlechten Western. So einem, wo die Strohballen durchs Bild gepustet werden, um das ganze Elend der Einsamkeit dramatisch zu unterstreichen.

Ich rollte über den Marktplatz. Dunkelnest war eine typische Kleinstadt. Im Zentrum der Marktplatz mit Brunnen, Rathaus und Kirche. Ringsherum kleine Einkaufsgassen und alte Wohnhäuser. Und am Stadtrand verschiedene Neubausiedlungen mit akkuraten Hecken und kleinkarierten Vorgärten. Wir mit unserer 3-Zimmer-Wohnung in einem Mehrfamilienhaus bildeten hier eher die Ausnahme. Die meisten meiner Mitschüler lebten in großen Stadtvillen oder schicken Doppelhaushälften.

Mein Dad hatte sich vor einigen Jahren mit einem eige-

nen Briefschlitzunternehmen selbstständig gemacht. Er fertigte also die Schlitz an, durch die die Post durch die Haustüren geschoben wurde. Also solche Dinger, die heutzutage fast niemand mehr brauchte, da es solche Schlitz eigentlich nur noch in alten Haustüren gab. Und das führte dazu, dass wir an chronischem Geldmangel litten.

Martin wohnte in einem der alten vornehmen Häuser in der Innenstadt, seine Familie lebte schon seit Generationen in Dunkelnest und sein Vater war als Bankier einer der einflussreichsten und angesehensten Bürger im Ort. Fast jeder hatte einen Kredit bei ihm. Vielleicht war das der Grund, warum die anderen aus der Schule ihn meistens in Ruhe ließen, obwohl sie ihn genauso mieden wie mich. Keine Ahnung warum, ich fand Martin voll ok. Genau wie mich selbst übrigens. Martin sammelte Superhelden-Comics und stand auf Fantasy, da ging ich voll mit.

Manchmal beneidete ich Martin schon um sein schickes Zuhause. Auch wenn man seinen besten Freund eigentlich nicht beneiden sollte. Aber noch mehr beneidete ich die Superhelden aus unseren Comics. Was würde ich darum geben auch eine coole Superkraft zu haben. Dann würden mich die anderen endlich nicht mehr mobben, sondern mich stattdessen bewundern. Und ich könnte Dalia beeindrucken.

Hach, Dalia! Sie war die Einzige, die neben Martin wirklich nett an unserer Schule war. Und obendrein auch noch hübsch. Doch leider wurde sie immer von einer Traube Freundinnen umringt, sodass sich bisher kaum einmal die Gelegenheit ergeben hatte, dass ich mit ihr alleine war. (Zugegeben, selbst wenn, würde ich es wahrscheinlich nur zu einem hilflosen Grinsen und einer radieschenroten Gesichtsfarbe bringen, aber es wäre immerhin ein Anfang.)

Und noch einen Vorteil hätte es, wenn ich über Superkräfte verfügen würde: Ich könnte Dunkelnest endlich für immer verlassen und irgendwo ein aufregenderes Leben führen.

Plötzlich nahm ich aus den Augenwinkeln eine Bewegung wahr. Auf der anderen Seite des Platzes drängten sich zwei Schatten aus der Gasse.



## Kapitel 2: In dem ich mich einschleime

„Hey Charly, du Oberloser!“, brüllte mir einer der beiden Schatten entgegen.

Oskar und Paul. Die zwei übelsten Schlägertypen der Schule kamen direkt auf mich zu. Ihre bevorzugten Opfer: 7-Jährige mit gut gefüllten Brotdosen und meine Wenigkeit. Ausgerechnet! Ich hatte keinen Bock auf Stress. Die beiden offensichtlich schon. Verstohlen sahen sie sich um, als wollten sie sich vergewissern, dass die Luft rein war.

„Was machst du hier?“, fragte Oskar mit einem fiesem Grinsen. Die kleinen Schweinsäuglein in seinem überdimensionalen Quadratschädel fixierten mich angriffslustig. „Solltest du nicht zu Hause deiner Mama die Füße massieren?“

„Hähä-hähä“, gluckste Paul.



Gegen diese beiden Typen gab es nur zwei Strategien: Täuschen und Ablenken. Eine direkte Konfrontation sollte man hingegen tunlichst vermeiden. Sonst spielten die beiden mit einem ein Spiel, das sie *Piñata-Knacken* nannten. So wie diese Figuren aus Pappmaché, die an Kindergeburtstagen mit Süßigkeiten gefüllt wurden und dann mit einem Stock zerschlagen werden mussten. Nur dass die beiden dafür ihre Fäuste benutzten und am Ende nie so was Gutes wie Süßigkeiten dabei herauskam.

„Äh, ich bin gerade für die Schülerzeitung unterwegs und mache eine Umfrage“, stotterte ich.

Die beiden blieben stehen. „Was’n für ’ne Umfrage?“, grunzte Oscar.

„Was’n für ’ne Schülerzeitung?“, fragte Paul.

„Ähm, es geht um die Intelligenz der Schüler“, sagte ich schnell, um den Moment der Verwirrung zu nutzen. „Das passt gerade ganz gut, dass ich euch hier treffe. Ich brauche noch die Meinung von Unbeteiligten zu dem Thema.“ Wie beiläufig ließ ich mich auf meinem Skateboard ein Stück von ihnen wegrollen.

„Was meinst du denn mit Unbeteiligten?“, fragte Paul und kratzte sich hinterm Ohr.

Oskar schien schneller zu schalten. Ich konnte regelrecht sehen, wie es in seinem Kopf ratterte.

„Ich glaube“, sagte er langsam, während sein Gehirn den

Sinn meines Satzes allmählich zu entschlüsseln schien. „Er will damit sagen, dass wir dumm sind!“ Drohend schlug er sich mit der Faust in die flache Hand. An seinem Kiefer zuckte ein Muskel.

„Wähhh?“, machte Paul und sah mich mit großen Glubschaugen an.

Okay! Ablenkung hatte für einen kurzen Moment funktioniert. Höchste Zeit für den Rückzug. So fest ich konnte, stieß ich mich mit dem Fuß am Boden ab und schnellte los. Oskar und Paul brauchten einige Sekunden, ehe sie sich in Bewegung setzten. Meine Chance! Ich schoss in halsbrecherischer Geschwindigkeit den Bordstein entlang in eine der Gassen. Hinter mir hörte ich das aufgeregte Getrampel meiner Verfolger. Ich legte noch einen Zahn zu und holte mehr Schwung.

Lange konnte ich dieses Tempo allerdings nicht halten. Der Bordstein wurde immer wieder von Straßen aus Kopfsteinpflaster durchbrochen, die meine Flucht deutlich verlangsamten. Ich brauchte dringend ein Versteck! Nur leider hatten ja alle Geschäfte geschlossen. Ein Blick nach hinten verriet mir, dass Oskar und Paul bereits aufgeholt hatten. In meiner Magengrube breitete sich Panik aus wie eine wachsende Seifenblase, die jeden Moment zu platzen drohte.

Doch ehe ich mich weiter mit meiner Angst vor den

vier Fäusten meiner Verfolger auseinandersetzen konnte, geschah etwas, mit dem ich nicht in meinen schlimmsten Albträumen gerechnet hätte!

Völlig unerwartet sackte die Spitze meines Skateboards nach unten weg. Das Board geriet in Schiefelage und ich rutschte haltlos daran herab, direkt in einen dunklen Abgrund. Um mich herum wurde es schwarz. Ich stürzte in die Tiefe, geradewegs ins Nichts. Und alles, woran ich dabei denken konnte, war: *Wenigstens bleibt mir die Blamage mit dem Werwolf-Kostüm erspart, wenn ich jetzt sterbe!*

Doch ich starb nicht – nach wenigen Sekunden landete ich mit einem lauten FLATSCH! in einem glibberig-schleimigen Berg aus ... Ehrlich! Ich hatte nicht die geringste Ahnung, was das war. Erkennen konnte ich nichts. Alles lag nach wie vor komplett im Dunkeln. Aber so, wie das Zeug stank, wollte ich gar nicht genau wissen, was das war. Es roch wie Mums Puppe nach Dads Kohlaufauf. Neben mir hörte ich mein Skateboard donnernd aufschlagen und ein Geräusch von splitterndem Holz. Das Ding war wohl hin. Blöder Mist! Ich hing an meinem Skateboard. Wenigstens hatte es mich nach meiner knappen Rettung durch den Schleimberg nicht erschlagen. Wäre auch zu ironisch gewesen, nachdem es mir schon so oft den Hals gerettet hatte.

Ich versuchte mich aufzurappeln. Gar nicht so einfach ohne festen Halt. Über mir vernahm ich plötzlich Stimmen.

„Hey Charly, bist du tot?“ An seinem feixenden Unterton konnte ich deutlich hören, dass Paul dieser Gedanke nicht unbedingt traurig stimmte.

Die Freude wollte ich ihm natürlich gleich wieder vermiesen. „Nö, alles super bei mir“, krächzte ich mühsam.

Ich blinzelte hoch zu dem Lichtkreis, der einige Meter über mir zu schweben schien. Mühsam erkannte ich die Silhouetten zweier Quadratschädel, die zu mir herunterspähten.

„Ach, lass doch den Weichsack!“, höhnte Oskar. „Dem geht’s gut da unten. Is’ doch ’n Fortschritt. In der Kanalisation ist es viel schicker als bei ihm zuhause.“ Er schnüffelte geräuschvoll. „Und es riecht auch besser!“

„Mega!“, kicherte Paul und die beiden gaben sich einen Faustcheck. Bevor sie sich endlich aus dem Staub machten, rief Oskar noch zu mir herunter: „Viel Spaß in deiner neuen Bude!“

Dann herrschte Stille.

Ich wartete einige Minuten, ehe ich einen erneuten Versuch startete, mich aufzurichten. Einerseits, weil ich es Oskar und Paul durchaus zutraute, dass sie außerhalb meines Sichtfelds auf mich warteten. Andererseits, weil meine Knie sich nach dem Schreck anfühlten wie das Zeug, in



dem ich gerade saß. Nach einer gefühlten Ewigkeit hatte ich mich aus dem Schleimhaufen befreit und tastete die Wand neben mir ab. Gott sei Dank, es gab eine Leiter hinauf. Ich griff nach der untersten Stufe. Mit wackeligen Beinen machte ich mich an den Aufstieg.

Plötzlich erstarrte ich mitten in der Bewegung. Unter mir ertönte ein hastiges Platschen, als ob jemand durch den Abwasserschacht eilte – PLATSCH, PLATSCH, PLATSCH, PLATSCH. Das konnte doch nicht sein! Rannte hier unten wirklich jemand herum? Voll creepy. Oder war derjenige vielleicht auch in den Gully gefallen und suchte den Ausgang?

„Hallo?“, rief ich mit heiserer Stimme. Augenblicklich verstummten die Geräusche. Der Verursacher des Platschens war anscheinend stehen geblieben und rührte sich nun nicht mehr. Mir schoss ein Zeitungsartikel durch den Kopf, in dem stand, dass ein zwei Meter langer Alligator im Untergrund einer Großstadt gefunden worden war. Angestrengt horchte ich in die undurchdringliche Schwärze hinein. Doch alles, was ich hören konnte, war mein Herz, das in meiner Brust hämmerte wie ein Schlagbohrer. Was, wenn da jetzt etwas auf mich lauerte? Gänsehaut wanderte mir den Nacken hinauf. Ich schüttelte mich, dann hastete ich weiter die Sprossen hoch. Nur raus aus diesem dunklen Loch!

Wenigstens waren Oskar und Paul so nett gewesen und hatten den Gullydeckel nicht wieder über die Öffnung geschoben. Erschöpft ließ ich mich auf den Bordstein sinken. Wer zur Hölle entfernte eine Gullyabdeckung und ließ dann einfach unschuldige Leute hineinplumpsen? Der Typ gehörte hinter Gitter!

Ich startete einen lahmen Versuch, den Gully wieder zu verschließen, scheiterte aber kläglich an dem Gewicht des Deckels. Wahrscheinlich hatten Oskar und Paul deswegen auf den Spaß verzichtet, mich dort unten einzusperren. Manchmal war Faulheit ja auch ein Segen!

Ich atmete tief durch und schlurfte weiter zu Martins Haus. Ein Wunder, dass ich mir nichts gebrochen hatte. Danke an den stinkenden Schleimhaufen, der in Teilen noch immer von meinen Klamotten tropfte. Was zum Henker das auch gewesen war!



## Kapitel 3: In dem ich miefte wie ein Wookiee

„Büäh! Du riechst wie ein nasser Wookiee zwischen den Zehen!“ Martin rümpfte die Nase und schob seine Brille mit dem Zeigefinger ein Stück höher.

„Dann hab ich wenigstens schon mal die passende Duftnote für mein Outfit heute Abend“, antwortete ich matt.

„Komm erst mal rein“, sagte Martin versöhnlich. Unter schwerem Ächzen drückte er die massive Eingangstür weiter auf.

„Großer Gott! Was stinkt hier so?“ Martins Mutter kam in den Flur gestürzt. Mit hochgezogenen Augenbrauen starrte sie mich an. „Was ist denn mit dir passiert?“

„Ich, äh, bin in einen Gully gefallen“, antwortete ich und starrte auf meine Füße. Frau Hirsebein schaffte es wieder mal, dass ich mir wie ein kleines Häuflein Elend vorkam.



## Autorin

Iris Genenz war in frühen Jahren Chefin einer Geheimdienstzentrale, Rockstar und Herrscherin über ein ganzes Königreich. Dann wurde sie erwachsen und sollte etwas „Ordentliches“ lernen. Nach einem Studium zur Sozialpädagogin und verschiedenen Stationen in der Jugendhilfe, ist sie heute an einer Grundschule tätig und berät dort die Kinder beim Verwalten ihrer Zauberreiche und der Planung ihrer Superheldeneinsätze. Seit einiger Zeit arbeitet sie nicht nur mit Kindern, sondern schreibt auch für sie.